

**JOHANN HULDREICH BRASSEL**

ALT PFARRER

1868—1954



# JOHANN HULDREICH BRASSEL

ALT PFARRER

1868—1954

Ps. 119, 26: „Deine Gnade ist wie mein Trost wie  
wie du deinem Knecht zugehst hoch“

## 1. Einleitung

Vor einer Reihe von Jahren hat unser heutigetagester Vater einmal geäußert, auf seinem Grabstele möchte er diesen Psalmvers haben: „deine Gnade ist wie mein Trost wie du deinem Knecht zugehst hoch“ Er hat das beifällig verstanden, aber mit der ihm eigenen Bescheidenheit. Der Wunsch war durchaus für sein Denken. Demnach ertrug er sich nicht das Voll-  
bedauern seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Trotzdem richtete er sich innerlich zum letzten Gang. Er war tief bewegt für den Himmels-  
gang bereit. Und nicht nur die Tatsache seiner Bereitschaft, sondern  
auch seine besondere Art erhellte deutlich aus der Welt gerade diese  
Botschaft: „Wie naher sie mit Ehrlichkeit zu verstehen können“

Dem Charakterbild unseres heiligen Vaters verleiht ein ungewöhn-  
liches Erleben nach geläufiger Rechtschaffenheit das Geprägte. Ganz  
wie dem Marcan gesprochen war ihm der 119. Psalm, dieser Hohenart  
ein geistliches Lebenswunder nach dem Geist des Heiligen. Wie  
kann es sich erheben über Leiden, Leidensleben, Gerechtigkeit, Gerechtigkeit,  
Gut, Tugendhaft und Unmoral! Er hat sich selbst selbst jagten Ansehen  
fragen und über sich wie Paderborn mit berechtigter Gewissen zu  
haben gegenüber Gott und den Menschen. Wie weit sind Menschen  
kann für die von Trübsal gehen. Und wie Mensch ohne Trübsal  
nicht möglich gaherte Bayern, der Kaiser ohne Gesetz und Tadel, in  
ganz geistliches Leben gehen wollen. Aber gleich ihm über seine  
Leiden dem Geist, Schmecker einer verfallenden Wahrheit zu sein



## Abschiedsworte von Pfarrer Karl Brassel in Zürich-Oberstraß

29. April 1954

Ps. 119, 76: «Deine Gnade müsse mein Trost sein,  
wie du deinem Knecht zugesagt hast.»

Liebe Trauerversammlung,

Vor einer Reihe von Jahren hat unser heimgegangener Vater einmal geäußert, auf seinem Grabstein möchte er diesen Psalmvers haben: «Herr, deine Gnade müsse mein Trost sein.» Er ließ das beiläufig verlauten, aber mit der ihm eigenen Bestimmtheit. Der Wunsch war bezeichnend für sein Denken. Damals erfreute er sich noch des Vollbesitzes seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Trotzdem rüstete er sich innerlich zum letzten Gang. Er war seit langem für den Heimruf völlig bereit. Und nicht nur die Tatsache seiner Bereitschaft, sondern auch deren besondere Art erhellt deutlich aus der Wahl gerade dieses Bibelspruchs. Wir wollen sie mit Ehrfurcht zu verstehen suchen.

Dem Charakterbild unseres lieben Vaters verlieh ein ausgesprochenes Streben nach unbedingter Rechtschaffenheit das Gepräge. Ganz aus dem Herzen gesprochen war ihm der 119. Psalm, dieses Hohelied eines gewissenhaften Lebenswandels nach dem Gesetz des Herrn. Wie konnte er sich aufhalten über Leichtsinn, Liederlichkeit, Unzuverlässigkeit, Falschheit und Unmoral! Er stellte an sich selber höchste Anforderungen und übte sich wie Paulus, allezeit ein unverletztes Gewissen zu haben gegenüber Gott und den Menschen. Wie weiland für Nathanael konnte für ihn das Zeugnis gelten: «Siehe, ein Mensch ohne Falsch.» Nicht zufällig gehörte Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, zu seinen geschichtlichen Lieblingsgestalten. Aber gleich ihm litt er zuweilen unter dem Gefühl, Schildhalter einer verfallenden Währung zu sein.

So wird in der Erinnerung an unseren lieben Vater fortleben das Bild einer charaktervollen Persönlichkeit, welche mit dem unsträflichen Wandel nach Gottes Wort strengen Ernst zu machen gewohnt war. Sein Bekenntnis zu dem bekannten Spruch Psalm 119, 9 hätte uns nicht überrascht. Und doch hat er sich nicht jenen Vers vom unsträflichen Wandel nach Gottes Wort zur Losung erkoren, sondern die Bitte des gleichen Psalmisten: «Herr, deine Gnade müsse mein Trost sein.» Hier wird durch alles gewissenhafte Mühen um einen gottgefälligen Wandel hindurch sichtbar der verborgene Mensch des Herzens, der nach einem Apostelwort köstlich ist vor Gott.

Sein tiefstes Verlangen ging nach der Gnade, und sein innerster Glaube klammerte sich an die Gnadenverheißung, die Gott seinen Knechten zugesagt hat. Aufrecht im Leben stehend, war er ein demütiger Mann, seiner Unzulänglichkeiten wohlbewußt. Gerade weil er es so ernst nahm mit der alttestamentlichen Frömmigkeit, setzte er seine ganze Zuversicht auf Gottes Erbarmen, welches das Fehlende nicht anrechnet, sondern um Jesu Christi willen die Sünde vergibt und die Mängel zudeckt. Wie sehr er das religiös-sittliche Gesetz hochhielt und es sich zur unbedingten Richtschnur machte, so bedeutete es ihm doch nie das Allerletzte, sondern immer nur etwas Vorläufiges, das ihm zum Wegweiser über sich selbst hinaus wurde. Er empfand es mit Paulus als den Erzieher zu Christus hin. Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes, das waren die Kräfte, von denen er gelebt hat.

Sie wurden ihm als Vermächtnis seiner frommen Eltern schon in der Jugend bedeutsam. Die Erinnerung an die markante Pfarrergestalt seines Vaters und an die schlichte Güte seiner Mutter blieb ihm bis in seinen späten Lebensabend außerordentlich lebendig und leuchtete noch hell in seinem Gedächtnis, als zunehmende Altersschwäche ihm die Klarheit des Denkens mehr und mehr trübte.

Als Spätgeborener war er das jüngste Kind seiner Eltern. Die Eltern, Johann Hermann Brassel aus St. Margrethen und Anna, geborene Kobelt, gleichfalls im Rheintal beheimatet, beide seit längerer Zeit verwitwet und als Schwager und Schwägerin längst umeinander

besorgt, gingen im Advent 1866 miteinander die Ehe ein. Der damals 56jährige Hochzeiter ließ sich wohl nicht zuletzt von der Absicht leiten, den heranwachsenden Kindern seines verstorbenen Bruders und seiner Schwägerin ein rechter Vater zu werden. Die Ehe im Pfarrhaus zu Maladers ob Chur gestaltete sich sehr glücklich und wurde am 22. Oktober 1868 durch die Geburt unseres lieben Heimgegangenen gesegnet. Er verlebte dort acht sonnige Jahre in einem großen Familienkreis, zu dem außer seinen Halbgeschwistern noch weitere jugendliche Verwandte und ein gleichaltriger Pflegbruder aus armen Verhältnissen gehörten. Die Eltern verstanden es trotz dem sehr kargen Einkommen, ihren verschiedenen Kindern eine glückliche Jugend zu bereiten. Später übersiedelte die Familie in das Pfarrhaus Saas im Prätigau, wo der Entschlafene die Primarschule zu Ende besuchte, um dann ins Untergymnasium der Evang. Lehranstalt Schiers einzutreten.

Dort traf den Fünfzehnjährigen die Nachricht vom Heimgang seines Vaters, der mit 73 Jahren einer Lungenentzündung erlag. Unser Vater hat oft bedauert, daß er seinen im ganzen Bündnerland wegen seiner Charakterfestigkeit, Frömmigkeit und natürlichen Originalität hochgeschätzten Vater just in seinen entscheidenden Jugendjahren hatte verlieren müssen. Die Mutter blieb ihm, und der ein Dutzend Jahre ältere Bruder ersetzte ihm mit großer Treue die väterliche Leitung. Ein überaus dankbares Andenken bewahrte er auch seinem damaligen Schuldirektor und Konfirmator, der ihm den Geleitspruch aus dem Jakobusbrief ins Leben mitgab: «Wer da weiß Gutes zu tun, und tut's nicht, dem ist es Sünde.» Diesen Satz, den der Knabe erst ziemlich unwillig hinnahm, hat er sich als Mann ins Gewissen geschrieben. Wenn er später in seinem langen Pfarrerberleben gerade als pflichtbewußter Seelsorger trotz oft großer Müdigkeit sein Bestes zu leisten bestrebt war, so verdankte er dieses für seine Amtsauffassung kennzeichnende Bemühen nach seinen eigenen Worten vor allen Dingen der steten Mahnung seines Konfirmationsspruchs.

Damals, in den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts, waren dem Schierserseminar nur die unteren Gymnasialklassen angegliedert, nach deren Absolvierung unser Vater zum Wanderstab greifen mußte. Das

Obergymnasium besuchte er in Basel, wo er im Schülerkonvikt «zum Rebhaus» eine Heimstätte fand. Auch dort fühlte er sich zu Hause und blieb dem würdigen Hausvater zeitlebens dankbar, wie denn die Dankbarkeit überhaupt zu seinen besonderen Charakterzügen gehörte. Er war in jener Zeit auch eifriges Mitglied des Gymnasiastenvereins Konkordia. Kameradschaft zu pflegen und sich lebenslang als treuer Freund zu bewähren, zählte zu seinen ausgesprochenen Bedürfnissen. So vermißte er das Elternhaus nicht allzu schmerzlich, zumal ihm für die Ferien beim Bruder in Alterswilen und bei Mutter und Schwester in Neßlau immer eine geliebte Heimat offenstand. Das Entbehren des Vaterhauses aber wirkte in anderer Weise, nämlich in sehr positiver Art nach, und zwar darin, daß er später als Familienvater uns, seinen eigenen Kindern, das ihm selber früh genommene Elternhaus zu einem bleibenden Zentrum zu machen sich mühte.

Nach bestandener Maturitätsprüfung blieb er in Basel, um an der dortigen Hochschule sein Theologiestudium zu beginnen und zu beenden. Er war ein eifriger und fröhlicher Student. Mit Stolz trug er die Farben des schweizerischen Zofingervereins, in welchem er Freunde fürs Leben fand. Sie alle zu erwähnen, fehlt hier die Zeit. Am innigsten verbunden wußte er sich mit den späteren Pfarrern Dr. Gustav Benz und Otto Rytz, seinem nachmaligen Schwager, der ihm auf den Tag genau um einen Monat im Tode vorangegangen ist. Im Studentenkonvikt Alumneum, mit dessen Hauseltern er auch später noch in Verbindung blieb, fand er ein ihm zusagendes Heim.

Wie den meisten Theologiestudenten blieben auch ihm Glaubensanfechtungen nicht erspart. Nicht daß er je an Gott gezweifelt hätte, aber das Rätsel um Jesus Christus machte ihm zu schaffen. Indessen durfte er sich schon während seines Studiums durchringen zu einer klaren Überzeugung im Sinne der theologisch positiven Richtung. Viel trugen zur Läuterung und Vertiefung seiner Erkenntnisse bei die drei Auslandssemester, die er an den Universitäten Berlin und Marburg verbringen konnte. Er lernte das damalige Deutschland lieben, und die späteren Irrwege seines einstigen Gastlandes haben ihm denn auch schmerzlich zugesetzt.

In Basel schloß er seine Studien ab durch das wohlbestandene theologische Examen, dem er sich teilweise in Zürich zu unterziehen hatte. Sein flüchtiger Eindruck von der Limmatstadt scheint ungünstig gewesen zu sein. Nicht tot möchte er in Zürich weilen, empfand er in jenen Tagen, ohne zu ahnen, daß der Lenker seines Lebens ihn just für diesen Arbeitsplatz bestimmt hatte. Eigentlich wäre er ganz gern in die Mission gegangen, denn sie lag ihm zeitlebens am Herzen. Aber die Rücksicht auf seine hochgradige Sehschwäche ließ den Gedanken nicht ernstlich aufkommen. Ein Brillenunglück wog für ihn schwer, und im Dschungel gab es damals keine Optiker. Zudem war er, der mit seiner etwas unsicheren Hand nie mit dem Rasiermesser umzugehen verstanden hat, auf den Bartschneider einfach angewiesen. Schon als farbentragender Student hatte er sich deshalb den stattlichen, damals tiefschwarzen Vollbart stehen lassen, der ihn in der Rheinstadt zur auffälligen Erscheinung machte.

Nach verhältnismäßig kurzer Wartezeit benötigte seine sanktgallische Heimat den jungen Theologen ausgerechnet an dem ihm vertrauten Wohnort von Mutter und Schwester in Neßlau als Vikar für den erkrankten Pfarrer Rutishauser, dessen Nachfolger er bald darauf werden sollte. In der sehr ausgedehnten und volkreichen Berggemeinde, die an ihre Pfarrer hohe Ansprüche zu stellen gewohnt war, wartete seiner ein vollgerütteltes Arbeitsmaß. An seiner eben entschlafenen Mutter konnte er keinen Rückhalt mehr finden, war aber um so dankbarer für die Nähe der Schwester. Dazu fand er eine ausgezeichnete Kirchenpflege mit einem hervorragenden Präsidenten vor und sehr liebe Amtsbrüder in den Nachbardörfern, die den unerfahrenen Anfänger mit Rat und Tat unterstützten. Bald verband ihn ein herzliches Verhältnis mit der Toggenburger Bevölkerung, deren aufgeweckte, fleißige und fröhliche Art ihm sehr zusagte. In einer Gemeinde, wo der Kirchenbesuch damals noch weithin zur Selbstverständlichkeit gehörte, wirken zu dürfen, war ihm ein großes Geschenk. Er nahm es genau mit Predigt-, Unterrichts- und Seelsorgepflichten und scheute die stundenweiten Wege und erheblichen Steigungen nicht, um seinen Gemeindegliedern nachzugehen. Und wenn er dann deswegen einmal



nicht zu Rank kam mit den Vorbereitungen auf den Sonntag, so schämte er sich keineswegs, einen Nachbarkollegen um Aushilfe und Kanzeltausch zu bitten.

In das Neßblauer Pfarrhaus führte er dann auch die Schwester seines Studienfreundes, Emma Rytz, eine bernische Pfarrerstochter, heim und fand mit ihr ein sonniges, aber leider nur kurzes Eheglück. Seine zwei ältesten Kinder wurden ihm dort geschenkt. Er hat später mit Wehmut auf diese Zeit zurückgeschaut, als sie ohne seine Schuld der Vergangenheit angehörte. Denn nach nur fünfjähriger Amtsdauer wurde er auf den Posten geführt, wo er 36 Jahre lang seine eigentliche Lebensarbeit bewältigen sollte, nach Zürich-Außersihl und -Industriequartier.

Der Pfarrwahlkommission, die ihn im Sommer 1898 an die neugeschaffene vierte Pfarrstelle der wachsenden Arbeitergemeinde berufen wollte, gab er ohne langes Bedenken eine klare Absage. Aber das neue Amt war alles andere als begehrt. Neben drei Amtsbrüdern von ausgesprochen liberaler Richtung als einziger positiver Minderheitspfarrer anzutreten und dazu noch in dem durch die damaligen Italienerkrawalle verschrienen Außersihl, das sonnige Pfarrhaus im grünen Heimattal zu vertauschen an eine lärmige Mietwohnung ohne Aussicht, schien nicht verlockend. Auch andere dachten so und lehnten ab. Sollte das Feld unbetreut bleiben? War es der Gedanke an die unserem Vater verschlossen gebliebene Missionslaufbahn, der ihn schließlich bewog, dem wiederholten Drängen der Außersihler doch nachzugeben und in jene missionarische Arbeit gehorsam einzutreten? Sicher ist, daß er ohne diesen Gehorsam weder angenommen noch durchgehalten hätte. Über die unvermeidlichen Zeiten der Entmutigung trug ihn das Bewußtsein, daß ihm sein Dienst von höchster Stelle aus aufgetragen sei.

Ein gutes Dutzend Jahre hatte er mit seinen drei Amtsbrüdern die Gesamtgemeinde Außersihl-Industriequartier zu betreuen und abwechselnd in der St. Jakobs- und in der Johanneskirche zu predigen und zu unterrichten. Weitere achtzehn Jahre war ihm mit einem Kollegen zusammen ausschließlich das Industriequartier zugeteilt, und in den letzten sechs Dienstjahren wirkte er noch als Pfarrer der seit 1928 selbständig gewordenen Johanneskirchgemeinde.

In der vor sechs Jahren im Druck erschienenen Geschichte dieses Kirchspiels heißt es von ihm: «Während 36 Jahren hat er in großer Treue und Hingabe sein Hirtenamt in der Gemeinde versehen und mit seinen großen Fähigkeiten und Kenntnissen den Dienst getan. Dazu waren ihm auch soziale und fürsorgliche Einrichtungen besonders ans Herz gewachsen. — Als er am Ostermorgen 1934 zum letztenmal auf der Industriequartierkanzel predigte, war es keine Abschieds-, sondern eine Osterpredigt, welche Zeugnis gab vom Auferstandenen. Für den Gekreuzigten und Auferstandenen hat er in all den Jahren gezeugt in Wort und Tat. Er selbst hat neben der besonderen Sorge um Kranke und Alte als Hauptaufgabe seines Amtes stets die biblische Verkündigung in jeder Form auf und unter der Kanzel betrachtet.»

Dieses sachliche Zeugnis ergänzen wir durch ein paar persönliche Bemerkungen. Es schmerzte ihn, daß er trotz ausdauernder Arbeit von früh bis spät die ihm für die Predigtvorbereitung wünschbar scheinende Zeit nicht immer erübrigen konnte, und er litt häufig unter dem Gefühl von Unzulänglichkeit. Zumal dem Jugendunterricht fühlte er sich oft nicht gewachsen und beklagte es tief, wenn er dabei gelegentlich die Nerven verlor. In seinen Tagebuchnotizen bekennt er, er halte sich als geeigneter für einen Posten ohne diese Verpflichtung. Aber die Dankbarkeit vieler einstiger Schüler und Konfirmanden widerlegt die Richtigkeit dieser Selbsteinschätzung. Und wenn ihm gelegentlich verlockende Landpfarrstellen angeboten wurden, dann spürte er jedesmal, wie stark er innerlich mit seiner Arbeitergemeinde verwachsen war, so daß er es nie übers Herz brachte, sich eigenmächtig loszureißen.

Er hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen in dem ihm anfänglich unvertrauten Zürich. Hier war ihm viel Freude und auch schweres Leid widerfahren. Hier fand er treue Freunde. Hier wurden seine sechs Kinder groß, denen ein treu besorgter Vater zu sein ihm innigstes Anliegen war. Hier erlitt er, kaum recht eingearbeitet, um die Jahrhundertwende seine schwere Erkrankung, die ihn für dreiviertel Jahre von der Gemeinde fernhielt und zu langer Sanatoriumskur zwang. Niemand hätte damals gedacht, daß er noch das 86. Lebensjahr erreichen würde. Hier verlor er kurz darauf die Gattin und Mutter seiner

drei kleinen Kinder, und hier schloß er seine zweite Ehe mit der Cousine der Frühvollendeten, der Berner Arztochter Marie Küpfer, die ihm noch drei Kinder schenkte und ihm 42 Jahre lang treu und verständnisvoll zur Seite stand.

Es fehlt uns die Zeit, eingehend der vielen zusätzlichen Verpflichtungen zu gedenken, die der allzeit Dienstbereite sich aufbürden ließ. In verschiedenen Ämtern diente er der zürcherischen Pfarrerschaft, den positiven Vereinigungen, der konfirmierten Jugend, den Lesestuben für Erwachsene und für Knaben, den evangelisch-sozialen Belangen, der Gemeinnützigkeit und der Öffentlichkeit. Nur drei solcher Obliegenheiten heben wir besonders hervor. Er war einer von den Mitgründern des Zürcher Brockenhauses, das gestern abend sein fünfzigjähriges Bestehen feierte und seinem ältesten Vorstandsmitglied gerne bei diesem Anlaß gedankt hätte. Ich bin vom Präsidium beauftragt, den Dank für seine 50jährige Vorstandsmitgliedschaft hier ausdrücklich auszusprechen. Er gehörte zum eifrigen Mitarbeiterstab des einst viel und gern gelesenen Wochenblattes «Der christliche Volksfreund», dem er als langjähriger Mitredaktor und schließlich Chefredaktor regelmäßig seine gewandte und fleißige Feder lieh. Und manche Amtsdauer lang vertrat er in früheren Jahren seine Gemeinde in der Kirchensynode, wo er mit dem ihm eigenen Temperament unerschrocken für seine Überzeugungen eintrat. Aber just die Begründung, mit welcher er vor mehr als dreißig Jahren sich aus dem Ratssaal zurückzog, mag für seine demütige Sinnesart kennzeichnend sein. Ihn plagte, daß er zu viel und zu leidenschaftlich rede, weil ihm sein Gewissen das vorsichtige Schweigen nicht zuließ. Das bewog ihn, diese Verantwortung mit der Zeit niederzulegen.

Die gleiche Gewissenhaftigkeit veranlaßte ihn vor zwanzig Jahren zum Rücktritt vom Pfarramt, dem er sich altershalber nicht mehr gewachsen fühlte. Er zog nach Rüslikon, aber nicht zu beschaulicher Muße, sondern bereit, neue, seinen Kräften angemessene Arbeit zu übernehmen. Ein Vikariat löste das andere ab und veranlaßte ihn, zeitweise sich für Monate im jeweiligen neuen Wirkungskreis niederzulassen. So arbeitete er längere Zeit als Verweser in Stäfa, Wiedikon,

den kantonalen Kranken- und Irrenanstalten Zürich, in Richterswil, Obstalden und Thalwil. Er genoß den Vorzug, sich nochmals wie in seinen Anfängen der Landpastoration zu widmen oder als Spitalpfarrer ausgiebig Krankenseelsorge ausüben zu können. Als er aber nach Eintritt in das achte Jahrzehnt ein Nachlassen seines früher ausgezeichneten Gedächtnisses meinte wahrnehmen zu müssen, zog er sich von aller Predigtätigkeit zurück.

Langeweile brauchte er nicht zu ersorgen. Ungezählte Beiträge, meist von prägnanter Kürze, fanden den Weg von seinem Schreibtisch in den «Christlichen Volksfreund», dessen Schriftleitung er umsichtig und zuverlässig besorgte. Auch dürfte es, solange er im Besitz seiner Geisteskräfte war, kaum manchen Tag in seinem Leben gegeben haben, an dem nicht einige Briefe zur Post gelangt wären. In seinem ganzen Arbeitsleben brachte er es fertig, eine sehr umfängliche und gehaltvolle Korrespondenz zu bewältigen. Liegen blieb kaum je etwas; eher mußte er sich zu Zurückhaltung und Aufschub zwingen dort, wo es der Bedachtsamkeit bedurfte. Er hat manchmal unter seiner Raschheit gelitten und die nicht immer gern geduldete Wohltat der Zügelung durch unsere Mutter dankbar anerkannt und ihr manchen im Eifer verfaßten Brief von sich aus unterbreitet, wußte er doch, daß sein schnelles Reagieren mitunter ein gefährlicher Vorzug sei. Eindeutig positiv aber wirkte sich dieser aus, wenn er statt zur Feder oder zum Telephonhörer nach Hut und Stock griff, um persönlich an manchen Türen zu läuten. Wie viele Kranke, Angefochtene, Einsame und Trauernde hat er noch im Ruhestand mit seinen kurzen Besuchen erfreut! Auch konnte er jetzt mehr denn früher eine gediegene Geselligkeit und regen Gedankenaustausch in kleinen Freundeskreisen pflegen, etwa mit pensionierten Amtsbrüdern am linken Seeufer oder mit gleichaltrigen Senioren des schweiz. Zofingervereins.

Äußere Umstände legten es ihm und Mutter nahe, aus Rüschlikon wieder nach Zürich zurückzukehren und in das Pfarrhaus Oberstraß zu ziehen. Drei herbe Verluste wurden ihm hier zur harten Prüfung. Er mußte, zum zweiten Male Witwer, die Lebensgefährtin auf den Friedhof begleiten. Auch seine letzte liebe regelmäßige Arbeit wurde ihm

durch Eingehen des «Christlichen Volksfreundes» aus den Händen genommen. Und endlich spürte er im Zusammenhang mit diesen Heim-suchungen ein rasches Abnehmen seiner leiblichen und geistigen Kräfte. Bald konnte er den Gang auf die Straße nicht mehr wagen, und schließlich blieb er ans Zimmer gebannt. Die letzten zwei Jahre verbrachte er in großer Schwäche im Pflegeheim Hinterholz in Hombrechtikon unter der aufopfernden Betreuung von Schwester Regula Kundert, die sich seine eigene und unser aller tiefe Dankbarkeit erworben hat.

Schmerzen blieben ihm im großen ganzen erspart. Zufrieden und für jede kleine Handreichung dankbar, nahm er einen Tag um den andern aus Gottes Hand. Was er, der früher oft schwer getragen hatte an seiner leidenschaftlichen Wesensart und dem hitzigen Naturell, in der Vollkraft der Jahre selber an sich vermißte, das wurde ihm nun als köstliches Altersgeschenk zuteil, zur Abgeklärtheit des Geistes hinzu auch noch die Ausgeglichenheit von Temperament und Gemüt. Seine Gedanken wanderten mit Vorliebe zurück in die früheste Kindheit, und immer wieder stieg sein Sinnen aufwärts. Das Gebet war die letzte geistige Fähigkeit, die ihm voll erhalten blieb; denn im Gebet hat er zeitlebens am meisten Treue bewährt. Konnte er, dessen feste Hand unzählige Briefe zu Papier gebracht hat, nie maschinell, sondern stets mit der Feder, nun nicht mehr schreiben, so konnte er doch noch die Hände falten und nach alter unermüdlicher Gewohnheit Fürbitte tun.

Gottes Gnade schenkte ihm ein friedliches Sterben ohne Todeskampf, aus innerer Bereitschaft heraus. In der Nacht zum Samstag ließ ihn eine unerwartete Herzstörung für nur zwei Tage völlig bettlägerig werden. Buchstäblich am Sechseläuten, am Montagmorgen genau um die sechste Stunde, gab er seinem Schöpfer Leib und Seele zurück. So wie wir für sein langes reiches Leben tief dankbar sind, so dürfen wir es auch für sein schmerzloses Ende sein. Den Rückblick auf dieses Leben hat er einst selber in Versen ausgedrückt. Das muß vor einem Jahrzehnt gewesen sein, benützte er doch hiezu die leere Rückseite der Einladung zu einer Brockenhaussitzung vom 24. März 1944. Sie fand sich unter seinen Papieren. Die Strophen lauten:

Es reut mich viel,  
Was ich von Kindheit auf gesündigt,  
Obwohl schon früh mir ward verkündigt  
Des Christen Ziel.

Mich reut manch Wort,  
Das lieblos einst dem Mund entflohen  
Und das mir heute noch will drohen  
Jetzt hier, jetzt dort.

Manch rasche Tat,  
Aus Unmut oder Zorn geboren  
Und dem Gedächtnis unverloren,  
Plagt früh und spat.

Doch freut mich auch,  
Daß manches Gute mir gelungen,  
Aus Liebe, Pflicht und Ernst entsprungen,  
Nicht bloß aus Brauch.

Ich danke Gott,  
Daß Er zum Dienst mich brauchen wollte,  
Daß ich darum nicht werden sollte  
Der Welt ein Spott.

Er schenkte mir  
Die frommen Eltern und nicht minder  
Geschwister, Freunde, Gattin, Kinder.  
Ja, Preis sei Dir!

Er schenke mir  
Aus Gnaden auch das Allerbeste:  
Er öffne uns die Tür zum Feste  
So dort wie hier!

Dann reut mich nicht,  
Daß Er mich rief ins Leben.  
Mich freut dann, was Er mir gegeben,  
In seinem Licht.

Diese Verse sagen alles. Vater, ein begeisterter Freund der klassischen Literatur, zumal der Werke von Schiller, C. F. Meyer, Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf, hat manches Gelegenheitsgedicht verfaßt, aber unseres Wissens nie eines irgendwo abdrucken lassen, weil seine Bescheidenheit es ihm verwehrt. Er hat mit seiner sonoren Baßstimme auch gerne gesungen. Wir freuen uns, daß er zum Lobe Gottes singen wird im höheren Chor. Und wir sagen das nicht als Redensart, sondern auf Grund des ihm und uns geschenkten Glaubens. Wir möchten ihn nochmals zum Ausdruck bringen mit den uralten Liedworten des Psalms: «Herr, deine Gnade müsse mein Trost sein, wie du deinem Knecht zugesagt hast!»

Auf diese Zusage bauen wir beim Rückblick auf das vollendete Erdenleben und beim Ausblick auf das, was ihm folgt. Denn was Gott zugesagt, das hält er gewiß. Seine Gnade hat noch kein Ende, und seine Treue ist alle Morgen neu. Sie hören auch an Sarg und Grab nicht auf. Das hat er seinen Knechten feierlich zugesagt. Und wir wissen um die unanfechtbare Bestätigung seiner Gnadenverheißung. Acht Tage nach Ostern hat unser Vater die müden Augen geschlossen für diese Erdenwelt. Sein Heimgang erfolgte unter dem leuchtenden Glanz der Oster-sonne. Was er selber vor mehr als einem Halbjahrhundert auf dem Grabstein seiner ersten Gattin hatte anbringen lassen und woran er sich dann bei jedem schweren Gang auf den Friedhof gläubig aufgerichtet hat, das gilt auch für sein eigenes Leben und Sterben und Auf-erstehen, nämlich jene starken und getrosteten Worte aus dem Römer-brief: «Unser keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Denn dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei.» Amen.